

(Nachdruck verboten.)

51

## Toma Gordjewa.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Alara Branner.

Toma wachte, die Tante würde den Vater nicht hereinlassen, und schlief beim Lärm ihrer Stimmen wieder ein. Wenn Ignat sich aber bei Tage betrank, jagte er mit seinen riesigen Lagen sofort nach dem Sohne, trug Toma mit einem betrunkenen, lustigen Lachen durch die Zimmer und fragte ihn:

„Toma! Was willst Du? Sag's! Geschenke? Spielzeug? Bitte nur! Denn wisse, es giebt nichts auf der Welt, was ich Dir nicht kaufe. Ich hab' eine Million! Haha! Ich werd' auch noch mehr haben! Hast verstanden? Alles gehört Dir! Haha!“

Und plötzlich erlosch sein Entzücken, wie eine Kerze bei einem heftigen Windstoß erlischt. Das betrunkene Gesicht zuckte, die Augen röteten sich und füllten sich mit Thränen, und die Lippen verzogen sich zu einem ängstlichen, gramvollen Lächeln:

„Anfissa! Was werde ich anfangen, wenn er stirbt?“

Und nach diesen Worten wurde er wild.

„Ich werde alles verbrennen!“ brüllte er und starzte wie wahnsinnig in irgend eine dunkle Ecke des Zimmers. „Ich werde alles vernichten! Mit Pulver sprengen!“

„Genug, Du garstige Frage, Du! Willst Du das Kind erschrecken? Oder willst Du es krank machen?“ jammerte Anfissa, und das genügte, um Ignat eilig verschwinden zu machen, indem er vor sich hin brummte:

„Nun, laß gut sein! Ich geh' schon, schrei nur nicht! Lärme nicht . . . erschreck ihn nicht . . .“

Wenn Toma unwohl war, vernachlässigte sein Vater alle seine Geschäfte, ging nicht von zu Hause fort, langweilte die Schwester und den Sohn mit sinnlosen Fragen und Ratschlägen und ging finster, mit Angst in den Augen, ganz außer sich durch die Zimmer und ächzte.

„Warum erzürnst Du Gott?“ sagte Anfissa. „Bart nur, Dein Murren wird zum Herrn aufsteigen, und er wird Dich für Deine Klagen über seinen Mangel an Barmherzigkeit gegen Dich bestrafen.“

„Ach, Schwester!“ seufzte Ignat. „Betreibe doch — wenn ihm etwas geschieht . . . dann ist mein ganzes Leben zerstört! Wozu soll ich dann leben?“

Aehnliche Scenen und die krassen Uebergänge des Vaters von einer Stimmung zur andren erschreckten den Knaben zuerst, doch er gewöhnte sich bald daran, und als er durch's Fenster sah, wie der Vater schwerfällig aus dem Schlitten stieg, sagte er gleichgültig:

„Tante! Der Papa ist wieder betrunken.“

Der Frühling kam, Ignat erfüllte sein Versprechen, indem er den Sohn aufs Dampfeschiff mitnahm, und jetzt entrollte sich vor Toma ein neues, an Eindrücken reiches Leben.

Schnell eilt der Schleppdampfer des Kaufmanns Gordjewa, der schöne, starke „Jermak“, stromabwärts, und auf beiden Seiten nähern sich ihm langsam die Ufer der mächtigen, schönen Wolga, — das linke, das von der Sonne ganz durchtränkt ist, breitet sich wie ein reicher, grüner Teppich bis zum Rande des Himmels aus, und das rechte hat seinen steilen Rücken bis in die Wolken erhoben und ist in strenger Ruhe erstarrt.

Zwischen ihnen breitet sich majestätisch der breitbrüstige Fluß aus; lautlos, feierlich und langsam fließen seine Gewässer im Bewußtsein ihrer unbezwingbaren Macht dahin. Das gebirgige Ufer spiegelt sich darin als ein schwarzer Schatten wieder, links wird der Strom durch die gelben Streifen der Sandbänke und die breiten Wiesen wie mit Gold und grünem Sammet geziert. Hier und da erscheinen auf einem Hügel oder auf den Wiesen Dörfer, die Sonne funkelt in den Fensterscheiben der Hütten, und auf den gelben Strohdächern leuchten durch das Laub der Bäume die Kreuze der Kirchen, in der Luft drehen sich träge die grauen Mühlenflügel, und der Rauch der Fabrikschloten steigt in dichten schwarzen Wolken in den Himmel. Kindercharen in blauen, roten und weißen

Gemüden stehen am Ufer und geben dem Dampfeschiff, das die Stille des Flusses aufgestört hat, mit lautem Schreien das Geleite, von seinen Rädern eilen lustige Wellen zu den Füßen der Kinder und plätschern ans Ufer. Dort hat sich ein ganzer Haufen von Kindern in ein Boot gesetzt und rudert eilig der Mitte des Flusses zu, um sich auf den Wellen wie in einer Wiege zu schaukeln. Aus dem Wasser ragen Baumwipfel hervor, manchmal werden ganze Gruppen von Bäumen überschwemmt und stehen wie Insekten im Wasser. Vom Ufer tönt wie ein schwerer Seufzer ein trauriges Lied herüber.

Das Dampfeschiff holt Fische ein und umgiebt sie mit seinen Wellen. Die Bretter schwanen bei den Stößen der heraneilenden Wellen, die Fische in blauen Benden taumeln hin und her, schauen zum Dampfeschiff herüber, lachen und schreien etwas. Eine große, schöne, ungeteerte Barke schwimmt seitwärts über den Fluß; die gelben Bretter, mit denen sie geladen ist, glänzen wie Gold und spiegeln sich dunkel im trüben Frühlingwasser wieder. Der Passagierdampfer kommt entgegen und pfeift. Das laute Echo des Pfeiffs verbirgt sich im Wald, in den Klippen des gebirgigen Ufers und erstickt dort. In der Mitte des Flusses stoßen die Wellen der beiden Fahrzeuge aufeinander, stürmen gegen das Bord an, und die Schiffe wiegen sich auf dem Wasser. Auf dem abschüssigen Abhang des gebirgigen Ufers dehnen sich die grünen Teppiche der Wintersaaten, die schwarzbraunen Streifen der brachliegenden Felder und die schwarzen der für die Sommerfaat gepflügten aus. Die Vögel schweben als dunkle Punkte darüber und sind auf dem blauen Hintergrund des Himmels deutlich zu sehen; in der Nähe weidet eine Herde, die von weitem wie ein Spielzeug aussieht; man unterscheidet die kleine Gestalt des Hirten, der sich auf einen Stod stützt und auf den Fluß blickt.

Überall ist das Leuchten des Wassers, überall ist Raum und Freiheit, die Wiesen grünen fröhlich, und der blaue Himmel ist freundlich und klar; in dem ruhigen Treiben des Wasser spürt man eine verhaltene Kraft, im Himmel darüber leuchtet die freigebige Maisonne, die Luft ist vom süßen Duft der Nadelbäume und des frischen Laubes erfüllt. Und die Ufer nähern sich immer, lieblichen die Augen und die Seele mit ihrer Schönheit und eröffnen immer neue Bilder.

Auf allem in der Runde liegt der Stempel einer gewissen Gemächlichkeit: Alles — Natur und Menschen — lebt schwerfällig und träge, doch in dieser Trägheit liegt eine eigenartige Anmut, und dahinter scheint eine riesige, unbezwingbare Kraft zu lauern, die noch unbewußt ist und sich noch keine klaren Wünsche und Ziele geschaffen hat . . . Und das Fehlen von Bewußtsein in diesem halb-schlaftrigen Leben wirft auf seine ganze Fülle Schatten von Traurigkeit. Demütiges Stuhgebunden, schweigames Erwarten von etwas Neuem und Lebendigerem ist selbst im Schreien des Ruders zu hören, der mit dem Wind vom Ufer auf den Fluß fliegt. Die wehmütigen Lieder scheinen jemand um Hilfe zu bitten . . . Und manchmal klingt darin die Tollkühnheit der Verzweiflung . . . Der Fluß beantwortet die Lieder mit Seufzern. Und die Baumwipfel wiegen sich nachdenklich . . . Stille . . .

Toma verbrauchte ganze Tage auf der Kapitansbrücke an der Seite des Vaters. Schweigend, mit offenen Augen schaute er auf das endlose Panorama der Ufer, und ihm war, als nähere er sich auf einem breiten Silberpfade jenen wunderbaren Königreichen, in denen die Zauberer und Gelden der ihm vertrauten Märchen lebten. Manchmal befragte er den Vater darüber, was er sah. Ignat antwortete ihm gerne und eingehend, doch den Knaben befriedigten diese Antworten nicht; er fand darin nichts Interessantes und Verständliches, und er hörte nichts davon heraus, was er wünschte. Einmal erklärte er seufzend dem Vater:

„Tante Anfissa weiß es besser als Du.“

„Was weiß sie denn?“ fragte Ignat lächelnd.

„Alles,“ antwortete der Knabe überzeugt.

Die wunderbaren Königreiche erschienen ihm nicht. Doch oft erschienen auf den Ufern des Flusses Städte, die ganz ebenso waren wie diejenige, in der Toma lebte. Einige da-

von waren größer, andre kleiner, aber die Menschen, die Häuser und Kirchen — alles darin war ebenso wie in seiner Heimatstadt. Torna schaute sie sich mit dem Vater an, blieb unbefriedigt und kehrte übellaulig und müde auf das Dampfschiff zurück.

„Morgen kommen wir nach Astrachan,“ sagte eines Tages Ignat.

„Wie ist's dort . . . ebenso wie überall?“

„Nun natürlich . . . wie sollt' es sonst sein?“

„Und was kommt dann?“

„Das Meer . . . Es heißt das Kaspische Meer.“

„Und was ist drin?“

„Fische, Du seltsamer Kauz! Was kann denn sonst im Wasser sein?“

„Die Stadt Kitjosch steht ja auch auf dem Wasser.“

„Das ist was andres! Das war eben Kitjosch . . . darin lebten nur sündenlose Menschen.“

„Und auf dem Meer giebt's keine sündenlosen Städte?“

„Nein,“ antwortete Ignat und fügte nach einer Weile hinzu: „Das Meerwasser ist bitter, man kann es nicht trinken.“

„Und ist nach dem Meer wieder Erde?“

„Gewiß, das Meer muß ja Ufer haben. Es ist wie eine Schüssel.“

„Und dort sind wieder Städte?“

„Ja, dort sind wieder Städte . . . wie sollt' es sonst sein? Dort ist aber nicht mehr unser Land, sondern das Persische . . . hast Du auf dem Markt Perser gesehen, die getrocknete Aprikosen und Pistazien verkaufen?“

„Ja, die hab' ich gesehen,“ erwiderte Torna und sann nach.

Einmal fragte er den Vater:

„Giebt's noch viel Erde?“

„Es giebt sehr viel Erde mein Junge. Wenn man sie zu Fuß durchwandern will, wird man nicht einmal in zehn Jahren fertig.“

Ignat erzählte lange seinem Sohn von der Größe der Erde und sagte endlich:

„Und man weiß doch nicht, wie groß sie ist, und wo ihr Ende ist.“

„Und sieht sich alles auf ihr gleich?“

„Was denn zum Beispiel?“

„Die Städte und alles . . .“

„Nun natürlich, die Städte sind eben so wie Städte sein müssen . . . Es sind Häuser und Straßen drin . . . und alles, was dazu gehört . . .“

Nach einigen solchen Gesprächen richtete der Knabe den fragenden Blick seiner schwarzen Augen seltener und nicht so beharrlich in die Ferne.

Die Mannschaft des Dampfschiffs liebte ihn, und auch er liebte alle diese gutmütigen Burschen, die von der Sonne und dem Wind gebräunt waren und mit ihm fröhlich scherzten. Sie zimmerten ihm verschiedenes Fischergerät zu recht, machten ihm Röhre aus Baumrinde, gaben sich mit ihm ab und fuhren mit ihm an den Haltestellen auf dem Fluß spazieren, wenn Ignat sich in die Stadt begab, um seine Geschäfte zu erledigen. Der Knabe hörte oft über den Vater schimpfen, doch er beachtete das nicht und erzählte dem Vater nie wieder, was er über ihn gehört hatte. Doch einmal in Astrachan, als auf das Dampfschiff Heizmaterial geladen wurde, hörte Torna die Stimme des Maschinisten Pietrowitsch:

„Er hat befohlen, so viel Holz aufzuladen . . . pui, was das für ein unverständiger Mensch ist! Er stopft das Schiff bis zum Deck voll und schreibt dann, „Du ruinierst die Maschine zu oft,“ sagt er, Du sparst nicht mit dem Del . . .“

Die Stimme des grauen, mürrischen Schiffsführers antwortete:

„Das macht alles seine maßlose Gier . . . hier ist das Heizmaterial billiger, darum thut er's . . . Gierig ist dieser Teufel!“

„Ob der gierig ist!“

Dieses Wort, das ein paarmal nacheinander wiederholt wurde, setzte sich in Tomas Gedächtnis fest, und als er am Abend mit dem Vater nachmahlte, fragte er ihn plötzlich:

„Papa!“

„Ja?“

„Bist Du gierig?“

Auf die Fragen des Vaters erzählte er ihm das Gespräch des Schiffsführers und des Maschinisten wieder.

Ignats Gesicht umnachtete sich, und seine Augen funkelten zornig.

„Das ist's also . . .“ sprach er und schüttelte mit dem Kopf. „Nun, also . . . hör ihnen nicht zu. Sie sind keine Gesellschaft für Dich — Du darfst nicht so viel mit ihnen zusammen sein. Du bist ihr Herr, sie sind Deine Knechte, das darfst Du nicht vergessen. Wenn wir beide nur wollen, können wir sie alle ans Ufer werfen, sie kosten wenig, und es giebt überall eine Menge davon, wie von ungezählten Hunderten. Hast Du verstanden? Sie können viel Schlechtes von mir sagen . . . Sie thun es aber deswegen, weil ich unbefränkter Herr über sie bin. Die ganze Sache liegt nur darin, daß ich Glück habe und reich bin, und den Reichen beneiden alle. Ein glücklicher Mensch ist allen andern Menschen ein Feind.“

Nach zwei Tagen erschienen auf dem Dampfschiff ein neuer Schiffsführer und ein neuer Maschinist.

„Wo ist Jakob?“ fragte der Knabe.

„Ich habe ihn entlassen — fortgejagt.“

„Dafür?“ erriet Torna.

„Ja, dafür . . .“

„Auch den Pietrowitsch?“

„Auch ihn . . .“

(Fortsetzung folgt.)

### Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte w i k .

Man sollte es kaum für möglich halten, daß unsre alte Mutter Erde noch große Tiere bergen könnte, die bisher dem Späherauge der Wissenschaft entgangen sind. Wie sind doch alle Erdteile kreuz und quer abgesehen worden, und selbst über die Ländergebiete, in die noch kein Gelehrter bisher eindringen konnte, sind doch mindestens soviel Erkundigungen von Eingeborenen eingezogen worden, daß man gewiß kein Säugetier von etwa Hirschgröße übersehen zu haben glaubte. Aber selbst die Forchtung über die Säugetiere ist noch nicht abgeschlossen. Da sind zunächst zahlreiche Ahnenreihen dieser Tiere neu entdeckt worden, so daß man einen ganz neuen Einblick in ihre Verwandtschaftsverhältnisse gewinnt. Da giebt ferner gerade diese Tiergruppe noch immer die entscheidendsten Anregungen zur Frage über die Verbreitung der Tiere über den Erdboden und über deren Ursachen. Nun hat kürzlich die Entdeckung eines neuen, lebenden Säugetiers gezeigt, daß selbst der heutige Bestand dieser Tiergruppe noch wichtige und hochinteressante Bereicherungen erfahren kann. Denn das giraffenartige Wesen, das ein englischer Forscher Johnston entdeckt und das der bedeutende Zoologe Sclater im letzten Zoologen-Kongreß in Berlin den Männern der Wissenschaft in einigen Präparaten vorlegte, diese Okapia Johnstoni, wie das Tier genannt worden ist, fällt eine Lücke aus, die zwischen den Giraffen und andren Paarhufern besteht. Denn es handelt sich nicht etwa um eine Abart oder eine Nebenart, wie sie zum Beispiel bei Hirschen und bei manchen Ragetierfamilien immerhin noch häufiger aufgefunden werden. Hier haben wir es vielmehr nicht nur mit einer neuen Art, sondern mit einer neuen Gattung zu thun.

Die Giraffe stand bisher ziemlich isoliert in der Ordnung der Paarhufer. Sie bildete eine eigene Familie neben den Rindern, Hirschen, Kamelen und ein paar andren Gruppen widerständender Paarhufer. Schon äußerlich ist sie durch den außerordentlich langen Hals, die hohen Vorderbeine und den abschüssigen Rücken von allen andren Tieren unterschieden. Mit allen Paarhufern ist sie zwar durch die Paarigkeit ihrer Hufe verbunden, aber sie weicht doch von ihnen in manchen Merkmalen des Gebisses und in ihrer Hörnerform ab. So bildete sie denn bisher eine Familie für sich. Nun aber gesellt sich ihr die Okapia zu. Außerlich betrachtet würde dieses Tier wohl von niemand für ein giraffenähnliches gehalten werden. Auf den ersten Blick — nach der Zeichnung zu schließen, die jüngst die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ brachte — möchte man gar glauben, ein zebraartiges Wesen vor sich zu haben. Und thatsächlich ist Sclater zunächst dieser Meinung gewesen, als er von Johnston zwei Häute erhielt, die aus dem Fell der Okapia gearbeitet waren. Der letztere Forscher hatte diese zebraartige gestreiften Schnudstücke während seines Aufenthalts im Kongostaat von Eingeborenen erhalten, die ihm erzählten, daß das Tier in den Wäldern am westlichen Ufer des Semliki zu Hause sei. Es glückte schließlich Johnston, nach und nach genauere Kenntnisse über das Tier einzuziehen, und bereits im Mai des vergangenen Jahres konnte Sclater eine Haut, zwei Schädel und eine Aquarellzeichnung des neuen Säugetiers der Zoologischen Gesellschaft zu London vorlegen. Die paarigen Hufe zeigten nun sofort, daß jenes kein Zebra sein konnte. Wenn es auch ein rotbraunes Fell mit dunkelbraun-weißen Zebrastrifen an den Gliedmaßen besitzt, so hat es doch eine antilopenartige Gestalt. Eine genauere Untersuchung lehrte sodann, daß der Schädel

unverkennbare Merkmale des Giraffenschädels aufwies. Dabei hat die *Olapia* äußerlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer Giraffe, sie hat nicht den langen Hals, ihre vorderen Gliedmaßen sind nicht länger als die hinteren und infolgedessen ist ihr Rumpf wagerecht gestellt. Allein die auffälligsten Merkmale des Giraffenkörpers sind ohne Zweifel eine Anpassung an das Abweiden hoher Baumäste. Für die Abstammung dagegen liefert der Schädel viel wichtigere Kennzeichen.

Der Schädel der *Olapia* erinnert nun in seinen Formen teils an die lebende Giraffe, teils an das fossile *Helladotherium*, von dem Fundstücke aus dem oberen Miozän bekannt sind. Zu dieser Zeit, also noch vor dem letzten Abschnitt der Tertiärzeit, scheint sich der Giraffenstamm von den Hirschen abgetrennt zu haben. Die eigentliche Giraffe machte nun jene eigenartige Veränderung in ihrer äußeren Gestalt durch, während die *Olapia* eine weniger ausgeprägte Form erhielt, in ihrem Schädelbau aber die Charaktere des alten Giraffenstammes beibehielt. Es ist denn das neuentdeckte Säugetier keine Giraffenart, sondern es muß als Repräsentant einer neuen Gattung der Giraffenfamilie betrachtet werden.

Wenn diese letztere sich erst im vorletzten Abschnitt des Tertiärs von den andern Huftieren abzweigte, so ist das eine ziemlich späte Zeit. Es ist eine für die Entwicklungsfragen sehr bedeutungsvolle Tatsache, daß fast alle Säugetiergruppen, selbst die kleineren, zu Beginn des Tertiärs, zur Cocänzeit plötzlich auf die Schaubühne der Welt treten. So hat zum Beispiel das Pferd schon einen deutlich erkennbaren Ahnen in den unteren Stufen dieser Cocänzeit. Es ist kürzlich gelungen, die Ahnenreihe auch des Elefanten bis in jenen Abschnitt zurückzuführen. Bisher konnte man der Elefantenfamilie kein sehr hohes Alter nachrechnen. Die Stellung des Elefanten zu den übrigen Säugern ist überhaupt erst in den letzten zwanzig Jahren geklärt worden. Früher warf man ihn als „Dichhäuter“ mit einer entsetzlich hunten Gesellschaft zusammen, die überhaupt das Schmerzenskind des ordnungsliebenden Zoologen war. Der alte dickfellige Tapir und das mit einem nicht minder starken Zell gezeichnete Nashorn, die sich dann als Verwandte des Pferdes entpuppten, die Schweine und das Nilpferd, die als Seitenlinie der Rinder, Hirsche usw. erkannt wurden, der Klippichliefer, der nun ganz isoliert steht, bildeten diese anrüchliche Clique der Dichhäuter. Es ist besonders das Verdienst der amerikanischen Paläontologen, daß sie, gestützt auf reiche Funde aus frühtertiären Ablagerungen, das Verwandtschaftsnetz aller dieser Tiere entziffert haben. Der Elefant allein blieb übrig von der Dichhäuter-Gesellschaft, und er wurde nun das Haupt und der einzige lebende Repräsentant der Ordnung, die nun nicht mehr Dichhäuter, sondern Rüsseltiere genannt wurde. Als fossile Vertreter waren schon lange, abgesehen von älteren Elefantenarten, besonders die Gattung *Mastodon* und *Dinotherium* bekannt. Aber ihre Zeit reichte nicht über das Jungtertiär hinaus und sie konnten zudem in ihrem Körperbau keine Aussage machen über ihre Abstammung. Nun sind jüngst in Oberägypten Überreste von drei verschiedenen alttertiären Rüsseltieren ausgegraben worden. Die Ablagerungen, die diese Fossilien bergen, gehören dem Alttertiär an, stimmen indes nicht ganz genau in ihrem Alter überein, zwei gehen aber wahrscheinlich bis in den ersten Abschnitt des Alttertiärs, also in die Cocänzeit zurück, in jene entwicklungsreichste Periode der Säugetierklasse. Das jüngste dieser Rüsseltiere ist ein Verwandter des *Mastodon*, man hat es deshalb *Palaeomastodon* genannt. Das nächste, mit Stoßzähnen ausgerüstet, erinnert an keines der bisher bekannten Rüsseltiere. Das dritte, ein riesenhaftes Wesen, zeigt Anklänge an das *Dinotherium*, dieses plumpe Schenkel vorzeitlicher Rüsseltiere, das an Größe die heutigen Elefanten noch übertraf. Die ausgegrabenen Tiere weisen aber auch zum Teil auf eine alte abgestorbene Gruppe von Huftieren hin, die sich parallel zu jenen andern Huftieren entwickelt, aus denen die Paarhufer und die Unpaarhufer hervorgingen. Es ist wahrscheinlich, daß alle die mannigfaltigen Tierfamilien, die heutzutage mit Hufen ausgerüstet sind, von gemeinsamen Ahnen abstammen und daß sie darum eine große Sektion im Gegensatz zu den Krallenfüßern (Ragern, Insektenfressern, Raubtieren, Affentieren) bilden, jedenfalls lag der entscheidende Entwicklungsantrieb für fast alle heutigen Säugerfamilien bereits im Beginn der Tertiärzeit. Auch die Elefanten, das Lehren die neuen Ausgrabungen, haben bereits zu jener Zeit die Richtung erhalten, die ihre Körperentwicklung künftig einschlagen sollte.

Man hat das plötzliche rapide Emporschnellen der Säugertwelt zu Beginn der Tertiärzeit nicht mit Unrecht in Verbindung gebracht mit dem ebenso jähen Verfall der Reptilienherrschaft zum Ausgange der Secundärzeit. Die direkten Ursachen aber, infolge deren die Säuger so schnell zu so plötzlicher Blüte gelangen konnten, lagen entschieden in den Eigenschaften, nach denen diese Tiere benannt sind. Ihre größere und sichere Fürsorge für die Jungen machte sie außerordentlich widerstandsfähig im Gegensatz zu den Reptilien, die ihre Eier sorglos der Erde anvertrauten. Am wirksamsten wurde die Fürsorge der Säuger für ihre Nachkommenschaft von dem Zeitpunkte an, als sie die Fähigkeit erlangten, ihr Blut, unabhängig von der Außennatur, auf einer gleichmäßig hohen Wärmestufe zu erhalten. Die Warmblütigkeit erhöhte nicht nur die Kraft des Lebensprozesses, sondern sie ermöglichte auch, besonders da die Erdtemperatur sich wohl um jene Zeit allgemein erniedrigte, eine gleichmäßige Entwicklung der Jungtiere. Allein eine wirkliche Warmblütigkeit erlangten nur jene Säugetiere, die in der Früh-

zeit des Tertiärs zum erstenmale auftreten. Bekanntlich aber giebt es zwei lebende Säugerordnungen, die Kloakentiere und die Beuteltiere, welche schon zeitig in der Secundärperiode erscheinen. Das Blut dieser Tiere besitzt entfernt nicht die konstante Wärme wie das der höheren Säuger. Das haben schon früher die Forschungen Sutherlands erwiesen. Während dieser aber mehr die Durchschnittstemperatur der niederen Säugetiere zu finden suchte, hat neuerdings C. J. Martin („Proceedings of the Royal Society“) mehr ihre Abhängigkeit von der Umgebung in Betracht gezogen. Die Kloakentiere, und vor allem der Ameisenigel besitzen nämlich nur eine geringe Fähigkeit, ihre Körpertemperatur über die Wärme der Luft zu erhöhen. Der Ameisenigel hält sich während der kalten Jahreszeit vier Monate lang unter der Erde in Höhlen auf, zu dieser Zeit besitzt er eine Temperatur, die nur einen kleinen Bruchteil eines Grades über die seiner Umgebung erhöht ist. Gegen stärkere Wärmebeeinflussung der Umgebung schützt er sich nicht durch Wärmeabgabe, denn er besitzt keine Schweißdrüsen und auch keine sonstigen Einrichtungen zur Herabsetzung der Körpertemperatur. Viel konstanter ist die Wärme beim Schnabeltier. Dieses besitzt an einigen Stellen des Körpers Schweißdrüsen. Koch eine Stufe höher stehen die Beuteltiere, die überflüssige Wärme bereits viel besser, wenn auch noch nicht in so bequemer Weise wie die höheren Säugetiere abgeben können. Für Bewohner heißer Gegenden ist die letztere Eigenschaft von großem Werte, da die Hitze dann ihre erschöpfende Wirkung nicht so sehr äußern kann. Bei den höheren Säugetieren wurde die Körpertemperatur sehr konstant, ihre Wärmeproduktion wurde immer stärker, zugleich wuchs aber auch die Fähigkeit, die unnötige Wärme schnell abzugeben. So wurden denn die Säugetiere — allerdings zugleich mit den Vögeln — sehr geeignet, die verschiedensten Klimate der Erde ohne periodische Einstellung ihrer Lebensfähigkeit zu ertragen, und auf dieser Eigenschaft beruht zum großen Teile die Herrscherstellung, die sie auf unserm Planeten einnehmen. —

### Kleines Feuilleton.

ck. Aus der Geschichte des Walzers. Daß der heute so beliebte Walzer einmal schlimme Widerwärtigkeiten gehabt hat, kann man sich kaum recht vorstellen. Und doch galt er, wie Marie Luise Beder in einem jetzt bei Seemann erschienenen Buche „Der Tanz“ erzählt, noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als äußerst pöbeleihaft. In einem zeitgenössischen Bericht liest man: „Beim Walzer führt der Tänzer seine Dame in der Kreisfigur am Arme herum, bald aber umfassen sich beide und setzen die Bewegung fort, indem sie sich um sich selbst umdrehen.“ Das fand man höchst unpassend und bevorzugte die Courante, den Doctortanz, wegen seiner würdigen Haltung, das Menuett und all die französisch etikettierten Tänze. Desto mehr pflegte und pflegt das Volk den Walzer; ganz Süddeutschland bildete ihn in allerlei reizenden Variationen aus, — wie ihn noch heute das Volk in Gegenden tanzt, die sich durch treue Anhänglichkeit an alte Sitten auszeichnen. Keiner haßte aber den Walzer als unmoralisch mehr als Lord Byron, der ihn in seiner *Walzer-Vallade* auf das heftigste angriff. Der erste, der dem Walzer ein Loblied zu singen wagte und Brauch und Mißbrauch zu beleuchten weiß, ist der öffentliche Lehrer der Mathematik zu Dessau, Gerhard Ulrich Anton Vieth, der im Jahre 1794 ein Buch „Versuch einer Encyclopädie der Leibesübungen“ in Berlin veröffentlichte. Er schreibt darin: „Es ist schon von andern als ein physiologisches Phänomen bemerkt worden, daß der Nationalgesellschaftsstand der Deutschen der Walzer ist; man findet die raschen, und wie einige wollen, nicht ganz sittsamen Bewegungen dieses Tanzes dem ersten und leuchtenden Charakter unsrer Vorfahren unangemessen. Was die raschen Bewegungen betrifft, so ist zu bedenken, daß der Tanz auf unsren Wälden viel wilder getanzt wird, als er eigentlich dem gehörigen Tempo gemäß getanzt werden sollte, und das trifft auch bei andern Tänzen ein. Wer nur einigermassen Gefühl für Rhythmus hat, wird auf dem ersten besten Tanzsaal sogleich die ganz übertriebene Geschwindigkeit der Menuetten, Polonaisen, Walzer usw. fühlen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß dieser Geist der Ueberreizung und Ueberspannung in Tanz und Musik so allgemein wird. Ein Adagio wird Andante, ein Andante Allegro, ein Allegro Presto gespielt, und Blas- und Saiteninstrument werden je mehr und mehr in die Höhe gestimmt. Jenes wilde Umherschleudern und wilde Springen liegt untreulich nicht im Charakter des Walzers, sondern in dem Charakter unsrer leichten Herren und Damen. Uebrigens scheint es mir sehr natürlich, daß Männer, deren starke Nerven und durch starke Eindrücke in behagliche Schwingungen gesetzt würden, die im Getümmel der Schlacht oder des Turniers sich wohl befanden, und gern volle Humpen ausleerten, daß sie auch im Tanze an einer Art von Trunkenheit, an einem Taumel Geschmack fanden, der durch die drehende Bewegung des Walzers befördert wird.“ Soweit der höfliche Berichterstatter. Diese Kritik, bemerkt die Verfasserin dazu, hat heute für uns besonderen Wert als zeitiger Bericht über den damals also schon ganz eingebürgerten Walzer, den andre gern in eine spätere Zeit verweisen, und als Hinweis auf das Tempo jener Tänze des 18. Jahrhunderts, die wir heute erst wieder zu tanzen beginnen und deren Tempo eine vielerörterte Streitfrage ist. —

**Litterarisches.**

—7. Gabriele Reuter: „Frauenseelen“. Novellen. Berlin. S. Fischer. — Es sind durchweg Frauen aus den Kreisen der oberen Gesellschaftsschichten, die Gabriele Reuter in vorliegender Novellenammlung zeichnet, und so wohnt den meisten ihrer Gestalten etwas Krankhaftes, Problematisches, Dekadentes inne. Eine charakteristische Probe in dieser Hinsicht stellt die kurze Skizze „Graue Stunden“ dar. Hier wird ein junges Weib behandelt, das trotz „glücklicher“ Ehe und reichlichen Vorhandenseins äußerer Glückergüter eine trübe Melancholie, eine Unbefriedigkeit, einen trostlosen Widerwillen gegen die ganze Welt in sich trägt, den nichts dauernd bannen kann: „Keine Rettung — keine auf dieser Erde. War es ein Wunder, daß die Menschen sich ein Jenseits schufen und in unbestimmten Träumen eines Kommenden sich trösteten? Oder sie erkünstelten sich seltsame Freuden; legten Briefmarken-Sammlungen an oder schrieben Dramen, lernten Radfahren, machten Bergtouren, — oder sie arbeiteten fieberhaft für irgend etwas, von dem sie doch selbst wußten, daß es nicht viel Zweck hatte. Und wieder andre legten Feuer an die Häuser ihrer Nachbarn — wenn sie zufällig die Macht besaßen, verwüsteten sie auch die Welt durch Kriege und Schlachten. . . — und die Frau ihr gegenüber im ersten Stock räumte unaufhörlich ihre Möbel um und schalt mit ihrem Dienstmädchen. Es war im Grunde alles ein und dasselbe: ein fortwährendes Fliesen, ein ängstlicher, banger Kampf gegen das Eine — Unausprechliche — Unbegreifliche, das allen Menschen anflaute, und von dem doch niemand wußte, was es war, woher es kam, und wohin es trieb. . .“ So vermag denn auch der Anblick eines bei heftigen Regnen vorüberfahrenden Droschkenlufschers, der sich resigniert in seinen großen Mantel duckt, keinen andern Gedanken in Selene wachzurufen, als den: „Ach Gott — so ein dummes, armes Leben — Tag und Nacht da auf seinem Bock zu sitzen und nur zur Abwechslung den müden, lahmen Gaul durch die Straßen treiben. . . jämmerlich. . .“ Denn die Erörterung über die Frauenfrage, die sociale Frage etc. erscheinen ihr nur als ergebnislose Versuche, „Leitern hinaufzuleitern, einer immer höher und höher als der andre — aber die Leitern führten gar nirgends hin, sondern ragten nur so in die Luft hinein. . .“ Die weltbewegenden Zeitfragen spielen also in der Sammlung nur eine geringe Rolle: bloß die Novelle „Eines Toten Wiederkehr“ stellt einen eindringlichen Protest dar gegen den Unsin des geltenden Eherechts, das eine Scheidung selbst dann schwer und manchmal unmöglich macht, wenn der eine Teil zur Erfüllung seiner ehelichen Pflichten unfähig geworden ist. Im übrigen behandelt Gabriele Reuter das Seelen- und Liebesleben von Frauen und Mädchen der besitzenden Klassen in ihren Beziehungen als Gattin, Mutter, Tochter und Geliebte. Dieser begrenzten Aufgabe aber wird die Verfasserin mit nicht geringer künstlerischer Meisterschaft und eindringender Kenntnis der weiblichen Psyche gerecht; besonders sei rühmend hingewiesen auf die prächtige kleine Skizze „Das Opernglas“, die uns denn auch ein paar Gestalten aus niederen Lebensphären vorführt: sie bildet einen glücklichen Abschluß dieses Novellenranzes. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die Christrose. Heinrich Nietner schreibt in der Wochenschrift „Kerthus“: In schattigen Gebirgswäldern Deutschlands finden wir in den Wintermonaten Dezember bis März häufig an geschützten Stellen eine etwa 30 Centimeter hohe Pflanze mit grundständigen, acht- bis neunmal geteilten, fußförmigen Blättern. Ihr rotgefleckter Blütenstengel trägt bis zu zwei große, anfangs weiße, später purpurrote Blüten. Die Pflanze ist der zur Familie der Nigellenaceen gehörige Nießwurz (Helleborus niger), auch Christrose genannt. Sie hat schon lange Eingang gefunden in unsere Gärten und ist heute überall zwischen Gehölzgruppen, die ihr etwas Schutz gewähren, zu finden. Doch auch fürs Zimmer ist die Christrose sehr gut verwendbar; sie wächst leicht und blüht dankbar, wenn man den Töpfen einen Stand im lichten Zimmer angewiesen hat, denn Wärme liebt die Christrose durchaus nicht. Selbstverständlich hat sich auch der Kunstgärtner dieser Pflanze angenommen und dieselbe durch Kreuzungen mit andern heimischen und ausländischen Helleborus-Arten bedeutend vervollkommnet. Im Freien kommt Helleborus niger bei günstiger Witterung oft schon im Dezember zur Blüte. Die Blumen sind sehr haltbar und schadet es ihnen durchaus nicht, wenn sie zeitweilig wieder vom Schnee bedeckt werden. Bei heftigem Schneefall oder starkem Frost deckt man die Pflanzen, die durch ihre Umgebung zu wenig geschützt sind, mit leichten Landbeden, Kisten oder dergleichen. Diese Vorsicht ist natürlich nur angebracht bei den empfindlicheren Hybriden. Eine sehr schöne Abart mit 8 bis 10 Centimeter großen Blumen ist H. niger maximus. Die Abart blüht schon vom November ab im Freien, kommt also viel früher und unterscheidet sich von der Mutterpflanze durch bedeutend größere Blumen, die sich nur halb öffnen, also glodenförmig bleiben. Dabei hat diese Abart durchaus nicht an Widerstandsfähigkeit eingebüßt, denn man hat beobachtet, daß mit Schnee bedeckte Blüten eine Kälte von 18 Grad Celsius gut überstanden haben. Die Blütenfarbe der Helleborusarten schwankt außer weiß zwischen hellrot, dunkelrot bis dunkelviolett. Die Blüten sind entweder reinfarbig, punktiert oder auch sonst gezeichnet. Wenn man im Herbst kräftige Stauden in Töpfe pflanzt, so wird man den ganzen blütenarmen

Winter hindurch seine Freude daran haben. Im Frühjahr bringt man die abgeblühten Pflanzen wieder in den Garten zurück. Das Verpflanzen der Christrosen soll etwa alle zwei Jahre geschehen. Obwohl die Pflanzen keine großen Ansprüche an den Boden stellen, so soll man ihnen doch gute Mistbeerde geben, wenn sich das thun läßt. Für einen gelegentlichen Düngguß im Laufe des Sommers sind sie auch sehr empfänglich, doch vermeide man bei dem Umpflanzen ein wesentliches Verkleinern des Ballens, denn die Pflanzen blühen reicher, wenn sie wenig gestört werden. Da die Helleborusarten in der Freiheit alle unter Gebüsch wachsen, so gebe man ihnen einen etwas schattigen Standort und Sorge, bei sandigem Boden, im heißen Sommer für regelmäßige Bewässerung.

Die Vermehrung der Helleborusarten geschieht durch Teilung des Ballens und durch Samenanzucht. Will man Pflanzen aus Samen ziehen, so säe man sofort nach dem Reifwerden des Samens, weil er dann Monate früher keimt, als wenn man ihn erst abtrocknen läßt. Die Anzucht aus Samen ist zwar insofern interessant, als sie neue Varietäten erwarten läßt, doch blühen die Sämlingspflanzen meist erst im fünften Jahre und wählt der Blumenfreund, der die Pflanze im Zimmer ziehen will, dieses Verfahren meist nicht. Gesät wird in sandige Lauberde und der Same 1 Centimeter hoch bedeckt. Der Stand muß schattig und bei den verbesserten Helleborusarten frostfrei sein. Mit dem dritten Blatt werden die Sämlingspflanzen auseinander gepflanzt und kommen Mitte Mai an eine halbschattige Stelle des Gartens.

Zur Topfkultur wähle man im Herbst kräftige Pflanzen, bei denen sich schon die Blütenknospen vom Laub erkennbar abheben. Man setzt die Pflanzen behutsam in ein Gemisch von Laub- und Düngererde mit etwas Sand, Sorge für guten Wasserabzug und stelle sie in einen kühlen, aber frostfreien und recht hellen Raum, denn Licht ist zur guten Ausbildung der Blüten sehr dienlich. So behandelt, werden die Pflanzen den Blumenfreund schon um Weihnachten durch einen reichen Blütenstolz erfreuen und monatelang ihren Platz schmücken, ohne eine besondere Pflege zu beanspruchen. —

**Notizen.**

- Die Berliner Gesellschaft für Erdkunde hat ihre seit 28 Jahren erscheinenden „Verhandlungen“ mit der noch länger bestehenden „Zeitschrift“ verschmolzen, die jetzt als ein jährlich zehnmal erscheinendes vornehmes geographisches Fachblatt erweitert, reich ausgestattet und weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden soll. —
- Bei Kroll wird Sonntag zu volkstümlichen Preisen Guklows „Ariel Acosta“ gegeben. —
- Für das Coquelin-Gastspiel im Schauspielhaus (am 13., 14. und 15. Januar) sind folgende Stücke festgesetzt: Erster Abend: „Mademoiselle de Saiglière“ von Jules Sandeau, hierauf „Monologues“; zweiter Abend: „Tartuffe“ und „Les Précieuses ridicules“; dritter Abend: „L'Arcurienne“ von Emile Augier und „La joie fait peur“ von Mad. de Girardin. —
- Die Soubrette Pepi Weiß wurde für das Charivari-Brettel (alte Jakobstraße 37) verpflichtet. —
- F. G. Triesch's Lustspiel „Das Komplott“ ist vom Wiener Burgtheater als Festschicksstück in Aussicht genommen worden. —
- Die vom Wiener akademischen Verein veranstaltete Aufführung von Euripides' „Herkules“ (in der Uebersetzung von Wilamowitz-Möllendorf) fand eine freundliche Aufnahme. —
- Der lyrische Tenor Jörn vom Hamburger Stadttheater ist von der nächsten Spielzeit ab für das Berliner Opernhaus verpflichtet worden. —
- Smetanus Oper „Der Ruf“ wird noch im Februar im Theater des Westens aufgeführt werden. —
- Anton Uppmarch's großes Musikwerk „Frühlingsfeier“ (nach Klopstock) wird im nächsten Konzert des Philharmonischen Chors zur Aufführung gebracht. —
- Charpentier, der Komponist der in Aresfeld, Hamburg und Leipzig mit großem Beifall aufgeführten Oper „Louise“, arbeitet an einer neuen Oper, deren Held der französische Dichter Verlaine ist; die Erstaufführung soll gleichzeitig in Frankreich und in Deutschland stattfinden. —
- Der erste Preis in der Hamburger Bismarck-Denkmal-Konkurrenz fiel dem Berliner Bildhauer Hugo Lederer zu. Die „Rene Welt“ brachte in ihrem Jahrgang 1897 eine Reproduktion seiner Niesenfigur „Das Schicksal“. —
- Die volkstümliche Kunstausstellung im Gewerkschaftshaus wird am 9. Januar eröffnet werden. Die mit dieser Ausstellung verbundenen Vorträge und Führungen von Künstlern und Kunstschriftstellern finden während der Monate Januar und Februar an jedem Donnerstag und Freitag statt. Beginn der Vorträge 9 Uhr abends. Zu jedem Vortrage werden nur hundert Eintrittskarten zu 20 Pf. ausgegeben. Eintrittskarten zu allen Vortrags-Abenden sind bereits jetzt im Cigarengeschäft von Paul Horst, Gewerkschaftshaus, zu haben. —
- Der Münchener Maler Theo Schmutz-Wandig ist an die Berliner Porzellanmanufaktur berufen worden. —